



# FRISCHS WEG DURCH DIE ZEIT

## EIN TEXT VON MATTHIAS VON GUNTEN

Frischs Leben reicht bis in eine Zeit zurück, die wir uns beinahe nicht mehr vorstellen können und an die er sich selbst erst mit sechzig literarisch zu erinnern beginnt. Es ist die Zeit des 1. Weltkrieges: Zürich, sein Wohnort, zeigt sich damals als lebendige Stadt, wo sich das Zeitalter der traditionellen Pferdefuhrwerke mit demjenigen der aufkommenden, kutschenartigen Autos auf den Strassen zu kreuzen beginnt und wo in den Strassen modebewusste, eng geschnürte Frauen und gut gekleidete Herren zu sehen sind. Doch neben dem Wohlstand zeigen sich auch die Kriegsauswirkungen, das Land ist im Ausnahmezustand, überall sind Soldaten und es gibt auch Armut, die unter anderen die Familie Frisch trifft: *„Es gab Not“*, notiert er. *„Der Vater, als Architekt arbeitslos, versuchte sich als kleiner Makler. Wir hatten Kartoffeln im Keller. Auch die braunen Briketts, die ich aus dem Keller holte, reichten vorerst, wenn man nur die Wohnstube heizte. Meine Mutter, die sich dabei entsetzlich schämte, stand Schmiere, wenn ich über Zäune kletterte, um Fallobst zu sammeln“*.<sup>1</sup>

Diese Armut prägt sich als erste haften bleibende Erinnerung ein. ‚Was bin ich?‘ heisst dann beinahe symbolisch für sein gesamtes Werk jener Text, in dem er 1932 als junger Mann – er ist jetzt 21 – schreibend mit dem Leben fertig zu werden versucht und damit jene literarische Selbst- und Weltbefragung beginnt, die schliesslich ein ganzes Leben prägte. Sein Vater ist kurz zuvor gestorben und der Germanistik-Student muss ausgerechnet in jener Zeit, wo die Weltwirtschaftskrise auch die Schweiz erfasst hat, wo überall in Zürich Arbeitslose zu sehen sind und die Armee in Genf demonstrierende Arbeiter erschießt, von einem Tag auf den andern nicht nur für sich selbst, sondern auch für die mittellose Mutter und die vom Vater hinterlassenen Schulden aufkommen – ohne Beruf und ohne Einkommen. Zum ersten Mal sieht sich der junge Frisch vor die Frage gestellt, welches denn sein Platz sei in dieser Welt – und hilft sich mit Schreiben: *„Zum Broterwerb mangeln mir gewisse Fähigkeiten, mangelt mir Praxis. Aber meine Konkurrenten haben sie, sie kennen das Kampffeld und sind trainiert. Und zum Ersäufen bin ich innerlich zu schön. Ich habe einen lebendigen Reichtum, und ich pilgere mich müde; denn er ist ein uneinlösbarer Wechsel“*.<sup>2</sup>

Frisch gibt das Studium auf, bemüht sich bei der NZZ um Arbeit und geht, da seine Begabung rasch erkannt wird, in den Redaktionsstuben, mit ihren langen Sitzreihen, den riesigen Schreibmaschinen und kerzengerade sitzenden Schreibern, wie sie auf damaligen Bildern

zu sehen sind, bald ein und aus und schreibt einen Artikel nach dem andern: *„Umzüge, Vorträge über Buddha, Feuerwerke, Kabarett siebenten Ranges, Feuersbrünste, Wettschwimmen, Frühling im Zoo; nur Krematorien habe ich abgelehnt“*. Doch in dieser Journalisten-Routine wird dem jungen Frisch erstmals richtig klar, dass Schreiben für ihn etwas weit Existentielleres ist als ein rein materieller Broterwerb: *„Es dauerte [...] zwei Jahre, um einzusehen, was es mit dem literarischen Journalismus auf sich hat, wohin es führt, wenn man zu Zeiten, wo man nichts zu sagen hat, ins Öffentliche schreibt, um leben zu können“*. Frisch strebt etwas anderes an, auch wenn es noch nicht gelingt: *„Einmal wurde alles Geschriebene zusammengeschnürt, inbegriffen Tagebücher, und alles dem Feuer übergeben. Ich musste zweimal in den Wald hinaufgehen, so viel Bündel gab es“*.<sup>3</sup>

Seine innere Verehrung und geistige Ausrichtung gilt der deutschen Kultur, wie er sie aus Literatur, Malerei und Musik kennt, obwohl er noch nie in Deutschland gewesen ist. Doch 1935 reist er mit seiner damaligen Freundin, einer deutschen Jüdin aus Berlin, zum ersten Mal nach Deutschland, vage ahnend allerdings, dass dieses Land, geprägt von zwei Jahren Hitlerherrschaft, etwas anderes ist, als seine glühende Bewunderung sich erhoffte: *„[...] wenn unsereiner, dessen Heimat doch die Sprache ist, zum erstenmal auf deutschen Boden tritt, geschieht es doch mit einer merkwürdigen Spannung, heutzutage fast mit einem gewissen Bangen [...]“*<sup>4</sup> Während Frisch nun durch dieses Land seiner kulturellen Verehrung reist, das jedoch sichtbar, in jeder Ortschaft, an jedem Bahnhof, im festen Griff einer Einheitspartei mit Hakenkreuzen steckt, hält er auf der Reise nochmals fest, weshalb ihm das ursprüngliche Deutschland so wichtig geworden war: *„Wir können und wollen es nicht leugnen, dass wir seit den Jahren unserer ersten und grossen, lebensgestaltenden Eindrücke eine dankbare Liebe zum deutschen Land empfinden, das uns unter anderem [...] einen Dürer, einen Goethe und einen Bach gab, kurzum, das unser Bildungserlebnis wurde; und wir können es auch nicht vergessen, dass die echtsten und bedeutendsten Schweizer, [...] ohne das deutsche Geistesgeschehen ja niemals auszudenken wären“*.<sup>5</sup>

In Berlin erlebt er nun Naziuniformierte, die in den Strassen patrouillieren, Partei-Aufmärsche mit fanatisch salutierender Bevölkerung, verunstaltete Geschäfte von Juden, Bücherverbrennungen, einen flächendeckenden Führerkult und eine Ausstellung über den

<sup>1</sup> ‚Schweiz ohne Armee?‘, 1989, Glossar, No. 13

<sup>2</sup> ‚Was bin ich‘, GW1, S. 11/12, 1932

<sup>3</sup> ‚Tagebuch 1946-1949‘, Abschnitt ‚Autobiografie‘, GW2, S.586-587

<sup>4</sup> ‚Kleines Tagebuch einer deutschen Reise‘, GW 1, S. 84ff, 1935

<sup>5</sup> ‚Kleines Tagebuch einer deutschen Reise‘, GW 1, S. 84ff, 1935

arischen Menschen – seine Bewunderung für Deutschland erfährt Verunsicherungen, die er selbst noch kaum glauben kann: „[...] *uns geht es um einen Glauben, um einen seelischen Boden, der uns selbstverständlich war und nunmehr fraglich wurde. Wir sind der deutschen Seele gewiss nicht ahnungslos gegenüber, empörend aber ist dieser Selbststurm, der seine eigene Rasse erhöht, indem er alles andere in den Schmutz stösst. Was diese Ausstellung über die Juden bringt, die sie als auserwähltes Volk verspottet, lässt es uns äusserst schwer werden, über diesem dritten Reich das ewige Deutschland nicht zu vergessen*“.<sup>6</sup>

Die Auswirkungen des entstehenden Nazireiches erlebt Frisch nun auch in der Schweiz, zu dieser Zeit ein stilles, fleissiges Land, das sich rasch und sichtbar modernisiert, den Verkehr, die Wasserkraft, die Industrie – und das seinem nördlichen Nachbarn noch immer freundschaftlich verbunden ist: an bester Lage in der Zürcher Bahnhofstrasse wird hochoffiziell ein deutsches Reisebüro eröffnet mit einer deutschen, einer Schweizer- und einer Hakenkreuzfahne in trauter Eintracht – freudig bestaunt vom schweizerischen Laufpublikum. Diese Entwicklungen scheinen Frisch nicht zu beunruhigen. Erst als er seine jüdische Freundin heiraten will, wird er gewahr, wie der neue deutsche Geist nun auch bis in seine Heimatstadt wirkt: „*Als ich [...] im Stadthaus Zürich die erforderlichen Papiere abholte, erhielt ich unverlangt einen Arier-Ausweis mit dem Stempel der Vaterstadt*“.<sup>7</sup>

Doch unwiderstehlich naht der Krieg und rasch verändert sich nun auch das Antlitz der Schweiz: das Land wählt für die bevorstehenden Kriegszeit einen General, eröffnet im Zeichen der eigenen Wehrhaftigkeit eine Landesausstellung, errichtet Stacheldrahtverhaue in den Städten und an den Grenzen, baut Panzersperren im ganzen Land, und ruft, als Deutschland mit dem Überfall auf Polen den zweiten Weltkrieg auslöst, die Mobilmachung aus, die auch Frisch bereitwillig mitmacht: „*Wer könnte fortan noch mit Ruhe und Freude an seiner Arbeit bleiben, während die andern in den Bergen stehen und sich die blauen Hände reiben?*“.<sup>8</sup> Ein Ausnahmezustand überzieht das Land, für die Waffenschmieden wird überall Metall gesammelt, mitten in Zürich entsteht, im Zuge der Anbauschlacht, ein Ackerfeld und wehrfähige Männer – auch Frisch, der nun die ganze Kriegszeit literarisch festhält – verlassen überall im Land ihre Familien, bevölkern die Bahnhöfe und rücken zum Aktivdienst ein – ergriffen von vaterländischer Pflicht: „*Ich schwöre oder gelobe*

*es [...]. Wir haben die Helme in der linken Hand. Wer schwört, wer gelobt, das hört man nicht. Es gehen die hellen Hände empor, und jeder steht in diesem Augenblick für sich allein, ganz und gar. Man schwört nicht für seinen Nachbarn, und er nicht für dich. Eigentlich ist es nur eine Abrechnung: all die Jahre hat man empfangen, als Eidgenosse ohne Eid, und nun kommt die Stunde, wo wir vielleicht zahlen müssen. Der Preis ist allerdings gross. Unser ganzes einmaliges und unwiederholbares Dasein*“.<sup>9</sup>

Die Schweiz erstarbt nun mehr und mehr in Erwartung eines Überfalls, unversehrt und kampfbereit zwar, aber auch wissend um ihre Aussichtslosigkeit – aufgewühlt, aber bereit für jedes Schicksal, erwartet auch Frisch den unvermeidlichen Angriff: „*Für uns alle, glaube ich, bleibt in der Stunde, wo es wirklich losgeht, noch immer der ganze Schock, und keiner kann sagen, was und wer dann, in jenem Augenblick, sein wird. Nur eins ist gewiss: ehrlich werden wir sein, vielleicht zum ersten Mal ohne Maske, ohne erlernte Gebärde*“.<sup>10</sup>

Doch zunehmend kommen jetzt Berichte und Bilder vom Kriegsgeschehen in die Schweiz – und Gerüchte über Gräueltaten noch und noch, die in Frisch allmählich ein wachsendes Entsetzen gegenüber dem verehrten Deutschland wecken und Zweifel über Sinn und Wahrheit dieses Kriegs auslösen: „*Vieles glauben wir nicht mehr. Wir hören Tatsachen, soweit man sie hört, Ereignisse, die Bruchstücke sind nur eines Ereignisses. Dann stellen wir Musik ein oder gar nichts. Zeiten gibt es ja nur zweierlei: das Schweigen, das schwer ist, oder das wirklich offene Wort, das wenn es reif ist, viele erschrecken wird. Sicher ist: es werden Junge sein, die es sprechen müssen, es werden Soldaten sein*“.<sup>11</sup>

Mitten in diesem fortwährenden Ausnahmezustand, in der ständig drohenden Gefahr, kann Frisch neben dem Aktivdienst dennoch ein ‚normales‘ Leben führen und für die Zukunft wichtige Weichen stellen: „*Nachdem Frankreich gefallen war, erhielt ich einen persönlichen Urlaub, um das Diplom als Architekt zu machen, so dass ich fortan, sofern wir keinen Dienst hatten, als Angestellter meinen Unterhalt verdienen konnte [...] Eine junge Architektin, die mir am Reissbrett half und das Mittagessen richtete, wurde meine Frau, wir heirateten, nachdem wir das erste Haus erbaut hatten*“.<sup>12</sup>

<sup>6</sup> ‚Kleines Tagebuch einer deutschen Reise‘, GW 1, S. 84ff, 1935

<sup>7</sup> Tagebuch 1966-1971, GW 6, S. 163

<sup>8</sup> ‚Blätter aus dem Brotsack‘, GW 1, S. 116ff, 1939

<sup>9</sup> ‚Blätter aus dem Brotsack‘,

GW 1, S. 116ff, 1939

<sup>10</sup> ‚Blätter aus dem Brotsack‘, GW 1, S. 152, 1939

<sup>11</sup> ‚Blätter aus dem Brotsack, neue Folge‘, 1941, SAH, S. 81

<sup>12</sup> ‚Tagebuch 1946-1949‘, GW 2, S. 585ff

Die Fratze des Krieges erreicht nun auch die Schweiz, die ihrerseits – ohne Not – jüdische Flüchtlinge abweist, obwohl immer mehr Informationen über die deutsche Judenverfolgung ins Land dringen („Das Boot ist voll“). Frischs düstere Ahnungen werden nun mehr und mehr zur Gewissheit und hinterlassen bei ihm eine tiefe Erschütterung seines Menschenbildes – aber auch Fragen über sich selbst: *„Es handelt sich, ganz vereinfacht gesprochen, um die noch unverarbeitete Tatsache, dass in den Jahrzehnten unseres Daseins, in unserer Zeitgenossenschaft, Dinge geschehen sind, die wir dem Menschen vorher nicht hätten zutrauen können [...] Menschen, die ich als verwandt empfinde, sind Unmenschen geworden [...] Die tausend Geschichten, die man uns erzählt, haben mich mehr und mehr unsicher gemacht, wie ich mich in einer ähnlichen Lage selber verhalten hätte“*.<sup>13</sup>

Am Ende des Kriegs, als halb Europa in Trümmern, Ratlosigkeit und Stille liegt, als die Schweiz ihre Stacheldrahtsperrren wieder abzubauen beginnt und das wirkliche Ausmass des bisher nur erahnten Schreckens nach und nach die Menschen erreicht, ist Frisch ein verwandelter Mensch. Vom neugierigen und gelegentlich arglos staunenden Beobachter ist er zum aktiven Augenzeugen geworden und offenbar bereit, das offene Wort, das er gefordert hat, selbst zu sprechen: Mehrmals reist er auf eigene Initiative in das zerstörte Nachkriegsdeutschland, besucht Städte, oder was von ihnen an Trümmern und Verwüstungen übrig geblieben ist, und will sich ein Bild davon machen, was aus seinem grossen Vorbild Deutschland geworden ist: *„München kann man sich vorstellen, Frankfurt nicht mehr [...] die Ruinen stehen nicht, sie versinken in ihrem Schutt [...] Heimweh nach einem Deutschland, das man hätte lieben können, nicht müssen [...] Ich erinnere mich, wie erstickend es war, schon Jahre vor dem Krieg, [...] die Plakate, die schwarzen Stiefel, die Lieder, die Trachten, die Gespräche, noch aus der Erinnerung ist es ein Damm gegen blindes Erbarmen, und es fällt erschreckend leicht, sich alles wieder vorzustellen, ja, man steht vor der grässlichen Frage, ob es ohne die Ruinen gegangen wäre, ohne diese täglichen und bleibenden Denkmäler der Niederlage. Man kann daran zweifeln“*.<sup>14</sup>

Mehrmals besucht er auch befreite KZ's (Buchenwald), auch in der Tschechoslowakei (Theresienstadt) – und versucht schreibend das Unfassbare zu verstehen:

*„Man müsste mindestens eines von den zahlreichen Lagern gesehen haben, wo dieses Geschehen stattgefunden hat: das Geleise, das über ein Wäldchen führt, endend bei einer Baracke mit Gaskammern, dahinter die Öfen, Baracken voll Frauenhaar, Baracken voll Brillen, Baracken voll Kämmen, Baracken voll Kinderkleidern“*.<sup>15</sup>

*„Es ist das erste Mal, dass ich menschliche Asche sehe; sie ist grau, aber voll kleiner Knöchelchen, die gelblich sind“*.<sup>16</sup>

*„Ich weiss, dass wir all diese Dinge zu wissen meinen, und zwar, wie man sagt, zur Genüge. Wenn man an Ort und Stelle steht, zeigt es sich, dass wir sie durchaus nicht wissen. Das Unvorstellbare entzieht sich unserem Gedächtnis. Das eigentliche Entsetzen glaube ich, hat uns noch gar nicht erreicht ...“*.

*„Wenn Menschen, die gleiche Worte sprechen wie ich und die gleiche Musik lieben wie ich, keinesfalls gesichert sind, Unmenschen zu werden, woher beziehe ich fortan die Zuversicht, dass ich davor gesichert sei?“*.<sup>17</sup>

Unter dem Eindruck seiner Kriegs- und Nachkriegserlebnisse schreibt Frisch zwei Stücke („Nun singen sie wieder“ und „Als der Krieg zuende war“), die sich beide mit der Schuld von Kriegstätern befassen – ohne jedoch Anklage zu erheben: *„[...] nicht aus der vermessenen Absicht [...], dem deutschen Volke zu raten, sondern einfach aus dem Bedürfnis, eine eigene Bedrängnis loszuwerden“*.<sup>18</sup> Beide Stücke kommen im Nachkriegsdeutschland zur Aufführung, das noch im Schock über sich selbst gelähmt ist und eine Sprache für das Geschehene noch nicht gefunden hat – um so mehr stossen die Stücke des Ausländers Frisch auf gespannte Erwartung. ‚Eisiges Schweigen‘ herrscht vor der Aufführung in Stuttgart, wo Kritiker aus zwanzig deutschen Städten zur Premiere von ‚Als der Krieg zuende war‘ anreisen – ‚minutenlange Stille‘, wie die Kritik vermerkt, herrscht auch nach dem Ende – ehe dann ‚ungewöhnliche Beifallsstürme‘ losbrechen: Frisch wird in Deutschland zu einem der ersten Autoren, die sich an das Unsagbare heranwagen und damit den Bann der Sprachlosigkeit brechen.

Am Schauspielhaus pflegt er in jener Zeit intensive Kontakte zur Bühnenwelt der deutschen Emigranten – und lernt Bert Brecht kennen, die wohl prägendste berufliche Begegnung seines ganzen Lebens, über die Frisch immer wieder Buch führt: *„Ich bin nur we-*

<sup>13</sup> 'Kultur als Alibi', GW 2, S. 337 ff, 1949

<sup>14</sup> 'Tagebuch 1946-1949', GW 2, S. 374;

<sup>15</sup> 'Kultur als Alibi', GW 2, S. 339, 1949

<sup>16</sup> 'Tagebuch 1946-1949', GW 2, S. 485

<sup>17</sup> 'Kultur als Alibi', GW 2, S. 339, 1949

<sup>18</sup> 'Tagebuch 1946-1949', GW 2, S. 470

nigen Menschen begegnet, die man als grosse Menschen erkennt, und befragt, wie sich die Grösse von Brecht nun eigentlich mitgeteilt habe, wäre ich verlegen: eigentlich war es jedesmal dasselbe: kaum hatte man ihn verlassen, wurde Brecht um so gegenwärtiger, seine Grösse wirkte hinterher, immer etwas verspätet wie ein Echo, und man musste ihn wiedersehen, um sie auszuhalten, dann nämlich half er durch Unscheinbarkeit.“<sup>19</sup> Geprägt von seinen Kriegserfahrungen, von seinen Deutschlandreisen und seinen Begegnungen mit Brecht, beginnt sich Frisch nun zunehmend auch kritische Gedanken über sein eigenes Land zu machen, das sich nach dem Krieg, nach den Jahren des angehaltenen Atems – auch äusserlich – in einer Art Aufbruch befindet, als gälte es die Spuren des Erlebten loszuwerden; alles wird neu, alles wird sauber, Kriegsversehrten wird geholfen, es wird produziert, gebaut und geboren, eine Zeit der demonstrativen Makellosigkeit und Rechtschaffenheit bricht an – während die Vergangenheit unverarbeitet und die Fragen ans eigene Tun ungefragt bleiben. Gerade dies aber, das Verhalten seines Landes angesichts der längst bekannten Naziverbrechen, lässt Frisch nicht in Ruhe: „Auch dort, wo das Versagen des Geistes [...] sich nicht als Massaker darstellt, erkennen wir es als Schuld, beispielsweise in dem Umstand, dass unsere gesamte Schweizer Presse, solange es unser Vaterland hätte gefährden können, zu eben jenen Massakern schweigen musste und schwieg. Nur dass wir es beim Nachbar als Mangel an bürgerlichem Mut bezeichnen, somit als Schuld, im eigenen Lande aber als Staatsraison.“<sup>20</sup> Die Zuneigung zu seinem Land steht zwar noch immer ausser Frage: „[...] wenn ich noch einmal aus freien Stücken wählen könnte, was die Geburt schon entschieden hat, möchte ich trotzdem nichts anderes als ein Schweizer sein“. Doch geschockt noch von den Folgen völkischen Rassenwahns beginnt er nun auch über sein Verhältnis zu den eigenen Landsleuten zu reflektieren: „[...] am wenigsten weiss ich, ob ich unsere Landsleute liebe – sicher nicht mehr als die entsprechenden Gesichter aus anderen Völkern, und es erschiene mir nicht einmal als Ziel, im Gegenteil; Liebe zum Vaterland, so verstanden, wird zum Verrat an der Heimat: unsere Heimat ist der Mensch; ihm vor allem gehört unsere Treue“.<sup>21</sup>

Zart wächst in jenem sauber-gepflegten Nachkriegs-Zürich auch so etwas wie eine Gegenschweiz heran: junge Künstler und Intellektuelle treffen sich im Atelier des Malers Gottfried Honegger, im Restaurant Schiffflände oder im damaligen Lokal der Nicht-Angepassten, im Café ‚Terrasse‘ – heute eine teure Bar für schickes Publikum. Dort sass

Frisch oft und notierte all seine Erlebnisse und Gedanken, die ihn in den Jahren nach dem Krieg beschäftigten. Daraus und aus andern Notizen, die er teilweise unter dem Reissbrett im Architekturbüro macht, wird sein ‚Tagebuch 1946-1949‘, Frischs Bekenntnis zu seiner Sprache und seinem Ton: zu seinem eigenen Blick auf seine Zeit und sich selbst. „Indem man es nicht verschweigt, sondern aufschreibt, bekennt man sich zu seinem Denken...“<sup>22</sup> In der korrektheitsstarreren Schweiz wird das Buch für viele zum Schlüsselerlebnis und zur Befreiung von patriotischer Heuchelei und Selbstverklärung: Endlich hatte einer begonnen, sich den drängenden Fragen der Gegenwart und des vergangenen Krieges ohne Ideologie und ohne nationales Pathos, sondern genau schauend und fragend zu widmen. „Es war wie etwas, worauf viele unbewusst gewartet hatten“, sagt Alexander Seiler, Filmemacher und späterer Weggefährte Frischs. Das Buch wird zu Frischs erstem richtigen Erfolg, der schliesslich auch Deutschland erfasst. Gleichzeitig war damit auch Frischs endgültiger Bruch mit der NZZ besiegelt, die ihm seine Entwicklung zur Eigenständigkeit nicht verzieh und schmolend eine Rezension des Buches verweigerte.

Trotz des Erfolges, trotz der Anerkennung, zweifelt Frisch immer wieder an sich und seiner Arbeit: „Ich bin nicht sicher, ob es ein Weiter gibt. Eine Verwirrung, der ich nichts entgegensetzen habe, ist jederzeit möglich, und ich bin nicht einmal sicher, dass ich (ohne anständige Katastrophe) ans Ende komme. Hinter allem, was ich tue, steckt eine Menge ungetilgter Angst, die sich zu Zeiten, wo ich mich wohlfühle, in Rausch verwandelt. Meine Arbeiten, wo immer sie fertig sind und mir als Spiegel begegnen, erweisen sich als ein Ausweichen; es sind lauter Gebilde der Angst. Ich lebe aus keinem eigenen Verlass heraus“.<sup>23</sup>

In jener Zeit bauen sich, kaum ist der Weltkrieg richtig vorbei, neue globale Spannungen auf, diesmal zwischen den neuen Blöcken des Ostens und des Westens. Frisch blickt, wie die gesamte Welt, gebannt nach Berlin, wo sich Panzer der beiden Weltmächte feindlich und nur wenige Meter gegenüber stehen und der westliche Stadtteil nur noch dank einer Luftbrücke überlebt: „Man stellt alle erreichbaren Sender ein, um Nachrichten zu sammeln, die sich teilweise mit den Gerüchten decken; [...] Blockade, um die Westmächte auszutreiben – mit dem Hunger der Berliner“.<sup>24</sup>

<sup>19</sup> ‚Tagebuch 1966-1971, GW 6, S. 37

<sup>20</sup> ‚Verdammen oder Verzeihen‘, GW 2, S. 295, 1945

<sup>21</sup> ‚Tagebuch 1946-1949, GW 2, S. 491 ff

<sup>22</sup> ‚Tagebuch 1946-1949‘, GW 2, S. 360ff

<sup>23</sup> aus den ‚Notizheften I‘, veröffentlicht in ‚Sehenszeit‘, S. 47, 1946

<sup>24</sup> ‚Tagebuch 1946-1949‘, GW 2, S. 576

Als der Kalte Krieg auch die Schweiz erfasst, wo das Establishment und die geistige Landesverteidigung nun alles Linke mit feindseligem Argwohn verfolgen und es zunehmend diffamieren, ist Stellungnehmen für Frisch schon fast zur moralischen Pflicht geworden: „*Wer sich nicht mit Politik befasst, hat die politische Parteinahme, die er sich sparen möchte, bereits vollzogen: er dient der herrschenden Partei*“.<sup>25</sup> Er beteiligt sich an einem Zürcher Schriftstellerkongress und verfasst mit seinen Kollegen einen Aufruf, der sich gegen das gefährliche Spiel mit einem neuen Weltenbrand richtet: „*Den Politikern, die das noch nicht wissen, erklären wir mit Entschiedenheit, dass die Völker den Frieden wollen*“.<sup>26</sup> Auch wenn er, wie er kurz danach notiert, den Sinn solcher Engagements bezweifelt, reist er 1948 auf einen internationalen Friedenskongress nach Breslau, den er zwar, angewidert von der ideologischen Dogmatik der linken Intellektuellen, bald wieder verlässt. Mit diesem Besuch jedoch gerät er als ‚Subversionsverdächtiger‘ endgültig ins Visier der Schweizerischen Geheimpolizei, die, ganz im Geist des Kalten Krieges, seine Beteiligung beobachten lässt und ein Dossier ‚Frisch Max‘ anlegt: Es ist der Beginn einer verdeckten staatlichen Bespitzelung, die Frisch – ohne sein Wissen – bis an sein Lebensende begleiten wird.

Doch auch Frisch macht umgekehrt sein Land immer mehr zu einem Hauptthema. Diese propere, blütenreine, unschuldige Nachkriegsschweiz, die ihre dunklen Flecken aus der Kriegszeit verwischt hat und emsig neue Häuser, neue Strassen baut, Wasserkraftwerke, Züge und sich stolz einen grossen Flughafen schenkt, fällt ihm doppelt auf, als er nach einem mehrmonatigen USA-Aufenthalt zurückkommt und seinen ersten grossen Roman ‚Stiller‘ beendet. Auch wenn die Geschichte von der grossen Not des Anatol Stiller handelt, der sich gegen seine eigene Identität wehrt, ist sie gleichzeitig gespickt mit genauen Beobachtungen und Fragen zur Schweiz – eine Abrechnung Frischs mit seinem Heimatland, in dem er Mut und Vision vermisst: „*Hat die Schweiz [...] irgendein Ziel in die Zukunft hinaus? [...] Welches ist dieses Ziel, dieses Unerreichte, was die Schweiz kühn macht, was sie beseelt, dieses Zukünftige, was sie gegenwärtig macht? Sie sind sich einig, in dem Wunsch, dass die Russen nicht kommen; aber darüber hinaus: Was ist, wenn ihnen die Russen erspart bleiben, ihr Ziel?*“.<sup>27</sup>

Mit einer kleinen Schrift ‚achtung: die Schweiz‘, die er mit zwei

Kollegen veröffentlicht, fordert er die brave Einfamilienhäuschen-schweiz kurz darauf abermals heraus und verlangt kühn, dass statt einer (unnötigen) erneuten Landesausstellung eine Musterstadt der Zukunft geplant und realisiert wird: „*Wir wollen die Schweiz nicht als Museum, als europäischer Kurort, als Altersasyl, als Passbehörde, als Tresor, als Treffpunkt der Krämer und Spitzel, als Idylle; sondern wir wollen die Schweiz als ein kleines, aber aktives Land, das zur Welt gehört. Wir wollen kein schweizerisches Minderwertigkeitsgefühl, keinen schweizerischen Grössenwahn; sondern wir wollen eine Schweiz, die sich selbst ins Gesicht zu schauen wagt...*“<sup>28</sup> Das Büchlein verzeichnet einen unglaublichen Erfolg: es wird das meistverkaufte Schweizer Buch der fünfziger Jahre, 200 Rezensionen, 1000 Zuschriften und eine öffentliche Debatte über das Selbstverständnis der Schweiz, wie es das nie zuvor gegeben hat – Frisch war endgültig eine Stimme geworden, die nicht mehr zu überhören war.

Doch kaum hat er jetzt erstmals richtig öffentliches Gewicht erlangt, zieht er sich für mehrere Jahre zurück ins erzählerische und dramatische Schreiben, gibt seinen Brotberuf auf, verlässt Frau und Familie und lebt jetzt ‚nur‘ noch als Schriftsteller – und ganz allein. „*[...] zwei Zimmer in einem Bauernhaus, Küche und Bad, Plattenspieler bis 22.00, man braucht sich nicht zu strecken, um an die Zimmerdecke zu greifen, die alte Bauernjungfer unten hört jeden Schritt, auch wenn man die Schuhe ausgezogen hat; das leise Geräusch im Ölofen, drei arbeitsreiche Winter, drei arbeitsreiche Sommer*“.<sup>29</sup> Dabei sucht er noch immer nach seiner Rolle im Spannungsfeld zwischen öffentlicher Teilnahme und poetischer Dichtung: „*Manchmal scheint auch mir, dass jedes Buch, so es sich nicht befasst mit der Verhinderung des Kriegs, mit der Schaffung einer besseren Gesellschaft und so weiter, sinnlos ist, müssig, unverantwortlich, langweilig, nicht wert, dass man es liest, unstatthaft. Es ist nicht die Zeit für Ich-Geschichten. Und doch vollzieht sich das Leben oder verfehlt sich am einzelnen Ich, nirgends sonst*“.<sup>30</sup> In der Klausur entstehen die Ich-Geschichte ‚Homo Faber‘ und das Stück ‚Biedermann und die Brandstifter‘, beides Werke, die wiederum grosses internationales Echo auslösen (und heute zur Weltliteratur gehören).

Danach wandert Frisch ins Exil nach Rom aus, wo er das elegante, beinahe mondäne Leben, wie damalige Filmaufnahmen zeigen, eines erfolgreichen und finanziell sorgenfreien Autors ausprobiert (im offenen Cabrio am Colosseum vorbei), wo er eine dramatische

<sup>25</sup> ‚Tagebuch 1946-1949‘, GW 2, S. 632

<sup>26</sup> ‚Tagebuch 1946-1949‘, GW 2, S. 522ff

<sup>27</sup> 1954, ‚Stiller‘; GW 3, 596 / TB, 247

<sup>28</sup> ‚achtung: die Schweiz‘ 1955

<sup>29</sup> ‚Montauk‘, 1981

<sup>30</sup> ‚Mein Name sei Gantenbein‘, 1966



Beziehung mit Ingeborg Bachmann lebt, danach seine zweite Frau Marianne kennenlernt, und wo er mit dem Stück ‚Andorra‘ und dem Roman ‚Mein Name sei Gantenbein‘ (wiederum eine Ich-Geschichte) zwei weitere Grosserfolge verfasst. *„Die Problematik des Schweizer Schriftstellers, des Schriftstellers in der Schweiz? Persönlich habe ich mit ihr abgeschlossen“.*<sup>31</sup>

Doch 1966 zieht er, inzwischen als einer der berühmtesten lebenden Autoren deutscher Sprache mit Buchverkäufen in Millionenhöhe, Übersetzungen in fast allen Sprachen der Welt und Stückaufführungen an den grössten Bühnen Europas, in sein neu erworbenes Domizil in Berzona, einem abgelegenen Tessiner Dorf in eng gewundener Talschaft, umgeben von Waldhängen, Schluchten und Stille – Frischs unauffällige Rückkehr in die Schweiz. *„Viele fällt natürlich nach fünf Jahren im Ausland deutlicher auf, ohne deswegen nenenswert zu werden, wenn es nicht zu neuen Einsichten führt, und das ist nicht der Fall. Daher der Vorsatz, über die Schweiz mindestens öffentlich keine Äusserungen mehr zu machen“.*<sup>32</sup> Doch findet er eine Schweiz vor, die sich mitten in einer äusserst aufgeheizten Stimmung befindet: zur Steigerung der eigenen Konjunktur hatte das Land tausende von billigen Gastarbeitern angeworben, die nun, zum Schreck der Schweizer gänzlich unübersehbar werden, die unsere Strassen, Läden und Bahnhöfe – den ganzen schweizerischen Alltag mitbevölkern, und gegen die deshalb von rechtsnationalen Kreisen erfolgreich eine landesweite Überfremdungshysterie geschürt wird. Max Frisch, bereits wieder ins Land verstrickt, kreierte im Text zu einem eindrücklichen Film (von Alexander Seiler) der die Gastarbeiter nicht als Problem schildert, sondern als Menschen ernst nimmt, jenen Satz, der sich in der Folge unauslöschlich ins ganze Land, in alle Debatten einbrennt und – bis heute – immer wieder zitiert wird: *„Ein kleines Herrenvolk sieht sich in Gefahr: man hat Arbeitskräfte gerufen, und es kommen Menschen“.*<sup>33</sup> Die ‚Stimme‘ war wieder da und hält, statt vom Fremdenproblem zu reden, seinen Landsleuten den Spiegel hin: *„Fremdenhass ist natürlich. Er entspringt unter anderem der Angst, dass andere in dieser oder jener Richtung begabter sein könnten; jedenfalls sind sie anders begabt, beispielsweise begabter in Lebensfreude, glücklicher. Das weckt Neid, selbst wenn man der Bessergestellte ist, und Neid ist erpicht auf Anlässe für Geringschätzung“.*

Immer häufiger wird nun Frisch, der wiederholt Preise im In- und

Ausland bekommt, auch für Reden, Artikel und öffentliche Auftritte angefragt. Um so genauer fragt er sich nach seiner Rolle: *„Ich gestehe: Eine Verantwortung des Schriftstellers gegenüber der Gesellschaft war nicht vorgesehen; sie pflegt sich einzuschleichen von einem gewissen Erfolg an. [...] Dabei ist Gesinnung kein Vorsatz beim Schreiben, sondern eine Konstitution, die beim Schreiben weitgehend unbewusst bleibt“.*<sup>35</sup>

1968 toben, als Reaktion auf den Vietnamkrieg, in Paris, Berlin und Berkeley riesige Studentenunruhen, führen zur Staatskrise in Frankreich, zu erschossenen Demonstranten in Amerika und zum Beginn des Terrorismus in Deutschland – und lösen auch in Zürich die grössten Jugendunruhen aus, die das Land je erlebt hat: Strassenschlachten, brennende Autos, ein verunstaltetes Opernhaus, begleitet von empörten Aufschreien des Staates und der Presse, während rechte Bürgerwehren der Polizei ihre Dienste anbieten. Die Zürcher Jugendlichen fordern allerdings nicht die Revolution und auch nicht das Kriegsende, sondern lediglich ein leerstehendes Kaufhaus als Jugendzentrum. Frisch, dessen Tochter an den Aktionen beteiligt ist, macht sich zum Augenzeugen und zeichnet die Ereignisse mit nüchterner Genauigkeit auf: *„Verhaftete werden in den Globus-Keller gebracht, wo sie, auch wenn sie keinerlei Gegenwehr leisten, nochmals mit Knüppeln zusammengeschlagen werden, Ohnmächtige bekommen Fusstritte in die Hoden. Später auf der Hauptwache werden die Verhafteten mit Knüppeln empfangen. Strafvollzug durch die Polizei“.*<sup>36</sup> Die Neue Zürcher Zeitung, die Frisch längst als politischen Gegner behandelt, wünscht nun offen, dass die Justiz auch zu *„den geistigen Urhebern der Gewalttaten durchzugreifen vermag, die man mit Namen und Vornamen kennt!“.*<sup>37</sup>

Frischs Einträge bei der Geheimpolizei nehmen zu.

Die Bilder vom Vietnamkrieg, dem Auslöser der weltweiten Unruhen, fluten in jener Zeit über die ganze Welt in alle Stuben und die Nachrichten rapportieren beinahe stündlich die Anzahl B-52-Bomber, die zu ihren Napalm-Angriffen gestartet sind. Frisch, der inzwischen ausser in Berzona auch in New York lebt, verfolgt diesen Krieg in den USA und hält (in seinem zweiten literarischen Tagebuch) wiederum fest – als könnte er es nur schreibend glauben – was er erfährt: *„Man weiss von den Kriegsverbrechen durch Zeugen [...] es werden keine Gefangenen gemacht. ‚Free fire zone‘: es darf alles getötet werden,*

<sup>31</sup> ‚Die Schweiz ist ein Land ohne Utopie‘, GW 4, S. 258, 1960

<sup>32</sup> ‚Tagebuch 1966-1971‘, GW 6, S. 11

<sup>33</sup> ‚Tagebuch 1966-1971‘, GW 6, S. 12

<sup>34</sup> ‚Überfremdung 2‘, GW 5, 386ff, 1966

<sup>35</sup> ‚Der Autor und das Theater‘, 1964, in: ‚Öffentlichkeit als Partner‘, Edition Suhrkamp 209

<sup>36</sup> ‚Tagebuch 1966-1971‘, GW 6, S. 157ff

<sup>37</sup> NZZ-Zitat in: ‚Tagebuch 1966-1971‘, GW 6, S. 161ff

inbegriffen Kinder. Belohnung für drei getötete Vietnamesen: eine Woche Urlaub am Meer. Als Beleg dafür, dass man Tote gemacht hat, bringt man Ohren oder Genitalien“.<sup>38</sup> Zurück in der Schweiz nimmt er die Haltung seines Landes gegenüber diesem Amerika ausführlich unter die Lupe: „Der Vietnamkrieg ist nur die Eskalation einer systematischen Praxis, die nicht Völkermord intendiert, aber auch nicht davor zurückschreckt. Die Schweiz, zumindest als Staat, hat nichts damit zu tun, aber wir sind integriert in das Herrschaftssystem, das damit zu tun hat. Hier liegt unser Konflikt“.<sup>39</sup> In der bürgerlichen Presse wird er nun als Kryptokommunist, Landesverräter und Nestbeschmutzer bezeichnet, die NZZ verweigert abermals eine Rezension seines neu erschienenen ‚Tagebuchs 1966 -1971‘ und Frisch bekommt jetzt wiederholt Leserbriefe, die ihn verunglimpfen und ihm alles androhen – auch den Tod.

Unverhofft bekommt Frisch 1971, gerade als Amerika eine zusätzliche Front in Kambodscha eröffnet, eine Einladung ins Weisse Haus: von Henry Kissinger, den er einmal an der Harvard University kennengelernt hatte und der inzwischen Präsidentenberater und der geistige Vater dieses neuen Krieges ist. Frisch hält danach fest, wie es im Herzen der Weltmacht zugeht: „Unser Gastgeber lässt sich entschuldigen, dass er noch einige Minuten beschäftigt ist, was wir leicht verstehen: seit vorgestern ein neuer Kriegsschauplatz. [...] Er sagt: ‚Intellectuals are cynical and cynicals have never built a cathedral.‘ [...] Was nochmals die Invasion von Kambodscha betrifft: die USA haben überhaupt kein Interesse an Kambodscha, es geht lediglich darum, eine Position für Verhandlungen zu schaffen. Er fragt, was wir zum Nachtisch wünschen. [...] Ich bestelle also Fruchtsalat und bin froh, dass ein Hemdsärmeliger kommt mit der leisen Meldung: ‚The President is calling‘“.<sup>40</sup>

Aber auch die andere Seite der Kalten Krieger lernt Frisch aus nächster Nähe kennen. 1973 zieht er für 2 Jahre fest nach Berlin, wo er in enger Nachbarschaft mit Günter Grass, Lars Gustafsson und Uwe Johnson lebt, und wo er regelmässig auch nach ‚drüben‘ geht und sich mit Christa Wolf trifft, die in der DDR eine ähnliche Rolle spielt wie er in der Schweiz. Täglich ist er nun mit der Teilung der Welt konfrontiert ist: „Wenn man die Mauer sieht, so gibt es dazu nichts zu sagen; allerdings lässt sich bei diesem Anblick auch nichts anderes reden“.<sup>41</sup> Dennoch will er wenigstens an die Macht des Wortes glauben: „Wir können das Arsenal der Waffen nicht aus der

Welt schreiben, aber wir können das Arsenal der Phrasen, die man hüben und drüben zur Kriegführung braucht, durcheinanderbringen [...] alles Lebendige hat es in sich, Widerspruch zu sein, es zersetzt die Ideologie, und wir brauchen uns infolgedessen nicht zu schämen, wenn man uns vorwirft, unsere Schriftstellerei sei zersetzend. Wir brauchens nicht an die grosse Glocke zu hängen; aber das ist unser Engagement“.<sup>42</sup>

Frisch ist nun etwas über sechzig, hat neun Prosabände und neun Stücke veröffentlicht und in Deutschland, der Schweiz und Israel grosse Preise erhalten, er reist in die UdSSR, nach Japan und nach Israel, lebt weiterhin in New York, Berlin und Berzona, hält in Amerika Gastvorlesungen – nimmt nun aber immer pointierter Stellung gegen die offizielle Schweiz und verfasst einen Text mit dem Titel ‚So wie jetzt, geht es nicht‘ – aus wachsendem Ärger über ein Heimatland, das den hauptverantwortlichen Vietnamgeneral Westmoreland (trotz Verdacht auf Kriegsverbrechen) mit allen Ehren empfängt, das einen korrupten aber mächtigen Waffenproduzenten von Strafe befreit und das den ‚Inhabern der wirtschaftlichen Macht‘, so empfindet Frisch, beliebige Vorrechte gewährt: „Das ist nicht die Schweiz. Es ist nur ihre Schweiz. Dass wir nicht ihre Untertanen sind, ist zu verhindern nur durch eine andere Macht, die sich nicht auf das verfassungsmässige Recht auf Eigentum beruft, sondern auf die menschliche Arbeitskraft.“<sup>43</sup>

1973 erlebt er wie viele andere eine grosse Enttäuschung, als mit dem gewaltsamen Sturz und der Ermordung von Chiles regulär gewähltem Präsidenten Allende alle Hoffnungen auf einen freiwilligen, demokratischen Sozialismus im Kugelhagel der Putschisten vernichtet werden. Noch im Jahr danach beherrschen die Bilder von Pinochets blutiger Schreckensherrschaft die Medien. Allmählich wird auch bekannt, dass unter Führung von Henry Kissinger (inzwischen US-Verteidigungsminister), mehrere westliche Staaten, darunter die Schweiz, die Regierung Allende gezielt geschwächt hatten. Den überlebenden Anhängern Allendes, die vor Pinochets Todesschwadronen in andern Ländern verzweifelt Schutz suchen, verweigert nun die Schweiz mit aller ideologischen Härte per Bundesratsbeschluss Asyl und Zuflucht. Die Schweizer Linke ist verzweifelt und empört, die Bürgerlichen applaudieren hämisch und Frisch schreibt einen offenen Brief an den Bundesrat: „[...] wozu dann dieser Beschluss vom 23.2.1974, der eine erschreckende Ähnlichkeit hat mit dem Bun-

<sup>38</sup> ‚Tagebuch 1966-1971‘, GW 6, S. 350ff

<sup>39</sup> Artikel in der ‚Weltwoche‘ Nr. 1796, 11.4.1968

<sup>40</sup> ‚Tagebuch 1966-1971‘, GW 6, S. 273ff

<sup>41</sup> ‚Tagebuch 1966-1971‘, GW 6, S. 20

<sup>42</sup> ‚Büchner-Rede‘, 1958, in: ‚Oeffentlichkeit als Partner‘, Edition Suhrkamp 209



*desratsbeschluss vom 4.10.1938, womit das schweizerische Schuld-Konto gegenüber den deutschen Juden eröffnet worden ist*".<sup>44</sup> Der Bundesrat antwortet nicht.

Im gleichen Jahr erhält Frisch den grossen Schillerpreis der Stadt Zürich. In seiner legendär gewordenen Preisrede zeigt er vor versammelten Honoratioren der Stadt und der Nation seine Betroffenheit über das Schweizer Verhalten angesichts der verfolgten Chilenen. Dabei befragt er zunächst ganz grundsätzlich sein Verhältnis zur Schweiz und was das für ihn eigentlich sei, Heimat: *„Hat man eine Heimat nur, wenn man sie liebt? Ich frage. Und wenn sie uns nicht liebt, hat man dann keine Heimat? Was muss ich tun, um eine Heimat zu haben, und was vor allem muss ich unterlassen? Sie scheint empfindlich zu sein; sie mag es nicht, die Heimat, wenn man den Leuten, die am meisten Heimat besitzen in Hektaren oder im Tresor, gelegentlich auf die Finger schaut, oder wer sonst, wenn nicht diese Leute und ihre honorierten Wortführer, hätte denn das schlichte Recht, uns die Heimatliebe abzusprechen?“* Schliesslich mündet sein Diskurs vor erlauchter Gesellschaft in ein unerwartetes Bekenntnis: *„Wage ich es dennoch, mein naives Bedürfnis nach Heimat zu verbinden mit meiner Staatsbürgerschaft, nämlich zu sagen ICH BIN SCHWEIZER, dann gehört zu meiner Heimat auch die Schande [...] wenn ich z.B. lese, dass unsere Botschaft in Santiago de Chile in entscheidenden Stunden keine Betten hat für Anhänger einer rechtmässigen Regierung, die keine Betten suchen sondern Schutz vor barbarischer Rechtlosigkeit und Exekution (mit Sturmgewehren Schweizerischer Herkunft) oder Folter, so verstehe ich mich als Schweizer ganz und gar, dieser meiner Heimat verbunden – einmal wieder – in Zorn und Scham.“*<sup>45</sup>

*„Kein anderer wie er hat so hartnäckig darauf beharrt, dass Schweiz ein Thema sei“* sagt Peter Bichsel bei Frischs Totenfeier. *„Von ihm haben wir das Thema. Er hat uns gelehrt, dass Schweiz Sprache werden kann“*. Frischs Engagement spornt jedoch nicht nur andere Autoren an, ihr Land zum Thema zu machen, gleichzeitig geht die Wut von bürgerlichen Kreisen auf ihn so weit, dass jetzt selbst seine Frau, wenn sie in der Öffentlichkeit oder auf Anlässen erkannt wird, Pöbeleien ausgesetzt ist.

Praktisch zur gleichen Zeit fordert Frisch die Schweiz erneut heraus. Es ist Mitte der siebziger Jahre, die selbstbewusste Schweiz der

Hochkonjunktur, des Bau- und Wirtschaftsbooms, der entstehenden Atomkraftwerke und der grossen Militärdefilées. Es ist aber auch die Schweiz, die sich weiterhin im Geist des Kalten Krieges verbarrikadiert und die, wie später auskommt, für den ‚Bedrohungsfall‘ illegal eine Geheimarmee aufgestellt hat, sowie Pläne bereithält, um ‚verdächtige Elemente‘ und ‚Staatsfeinde‘ in Internierungslagern festhalten zu können. Ausgerechnet in diesem Klima widmet sich Frisch, nun mit über dreissig Jahren Distanz, nochmals seiner Aktivdienstzeit während des zweiten Weltkrieges, der Zeit, wo er seine prägendste Erschütterung erlebte – doch nun mit einem gänzlich anderen Blick. Lakonisch, nüchtern und genau beschreibt er in seinem ‚Dienstbüchlein‘ den Geist in der Schweizer Armee: *„Das Militär (so wie ich es erfahren habe) verwechselt Disziplin mit Gehorsam. Diese Verwechslung, verlaublich bei jeder Gelegenheit, war das eigentliche Ärgernis“*. Er erinnert sich nun auch – was ihm damals noch entging – an die unterwürfige Haltung der Schweiz gegenüber Nazideutschland: *„Unsere Presse musste sich in Acht nehmen, vorsichtig sein. Goebbels hatte ein Auge auf sie. Die Armee war auch vorsichtig; sie wünschte sich Soldaten, die nicht grübeln“*. Genauso schonungslos schaut Frisch aber auch auf sich selbst: *„Warum erinnere ich mich ungern? Ich sehe: ich war ziemlich feige; ich wollte nicht sehen, was Tag für Tag zu sehen war [...] Ich wagte nicht zu denken, was denkbar ist. Gehorsam aus Stumpfsinn, aber auch Gehorsam aus Glauben an die Eidgenossenschaft“*.<sup>46</sup> Mit seinem genauen Blick auf jene noch immer heldenhaft verklärte Zeit hatte Frisch ein Thema aufgegriffen, zu dem die Schweiz noch nicht reif war: Durch einen Bundesrat, mit dem er befreundet ist, erfährt Peter Bichsel damals, dass der Generalstab der Schweizer Armee – allen ernstes – Max Frisch insgeheim zum ‚Staatsfeind Nr. 1‘ ernannt hat.

In Deutschland erlebt er umgekehrt, wie wichtig er selbst von der Regierung als Intellektueller eingestuft wird, als er im Oktober 1977 von Bundeskanzler Schmidt, zusammen mit Heinrich Böll und Sigfried Lenz, in einer äusserst heiklen Situation zu Gesprächen nach Bonn eingeladen wird: im Banne der zahlreichen und spektakulären Anschläge der Baader Meinhof Gruppe und nach der Entführung von Arbeitgeberpräsident Schleyer erlebt Deutschland seine schwerste innenpolitische Zerreihsprobe, als gleichzeitig mit einer Flugzeug-Geiselnahme in Mogadisciu die inhaftierten führenden Köpfe der Roten Armee Fraktion freigespresst werden sollen. Das Land ist einer stündlich steigenden Spannung ausgesetzt. Bundeskanzler Schmidt,

<sup>43</sup> 'So wie jetzt geht es nicht', Artikel 1971, GW 6, S. 503ff

<sup>44</sup> Offener Brief an den Schweizerischen Bundesrat, 1974, erschienen in der Süddeutschen Zeitung vom 7.3.1974 und in der Frankfurter Rundschau vom 8.3.1974, in der schweizerischen Presse nur kurze Agentur-Auszüge, GW 6, S. 519

<sup>45</sup> 'Die Schweiz als Heimat', Rede zur Verleihung des grossen Schillerpreises, 1974, GW 6, S. 509ff

<sup>46</sup> 'Dienstbüchlein', 1974

der Frisch schon lange verehrt und ihn als Gast der Bundesrepublik Deutschland auch auf eine Staatsvisite nach China mitgenommen hatte, hatte just für diesen Abend diese führenden Schriftsteller zu sich gebeten, weil er besorgt und erzürnt war über die gelegentlich zu spürende heimliche Sympathie von seiten einzelner Intellektueller gegenüber den Aktionen der RAF. Über den Nutzen des Gesprächs, das immer wieder durch dramatische Meldungen unterbrochen wird, ist nie etwas bekannt geworden – ausser dass Frisch tief beeindruckt davon war, wie Schmidt mit dieser unmenschlich grossen Verantwortung umgeht. Zwei Tage später werden in Mogadisciuo unter den gespannten Augen der Welt drei Attentäter getötet und die Geiseln befreit, worauf sich die führenden Köpfe der RAF in ihren Zellen gleichentags das Leben nehmen. Am nächsten Tag wird Schleyer, nach sechswöchiger Entführung, ermordet aufgefunden. Deutschland verfällt vollends in die bleierne Zeit. In diesem angespannten Klima wird Frisch als Gastredner auf den SPD-Parteitag in Hamburg eingeladen, wo er sich in einem ausführlichen Diskurs mit dem Terrorismus befasst und den Intellektuellen Mut macht, die in Deutschland trotz Terroristenfahndung die Einhaltung des Rechtsstaates fordern und deshalb zunehmend unter Druck gesetzt werden: *„Ich vermute: Der Intellektuelle ist jemand, der vor allem besessen ist von einem Verlangen nach Erkenntnis der Wahrheit, auch wenn die Wahrheit möglicherweise nicht schmeichelhaft ist und seinen Privatinteressen nicht dienlich. [...] Dass das Interesse des Intellektuellen, sofern er diesen Namen verdient, der Wahrheit gilt, besagt noch nicht, dass er sie ein für allemal erkenne; schon dieses Interesse aber ist ein Ärgernis – begreiflicherweise; [...] Ich kann mir nicht vorstellen, dass Politik ohne die lästige Assistenz von Intellektuellen eine Chance hat. [...] Eure Arbeit hier und in Euren Bezirken ist eine schwere und kühne und langwierige Arbeit: Kampf gegen die Hysterie, die einspurt auf Kristallnacht- Mentalität, und Kampf für mehr Demokratie. [...] Europa schaut auf Euch; Europa (soweit es nicht auf ein verzerrtes Deutschland-Bild eingeschworen ist) setzt grosse Hoffnungen auf Euch.“*<sup>47</sup>

Zwischendurch scheint Frisch politisch immer wieder zu verstummen und gibt sich seinem wichtigsten Stoff hin: *„[...] das Einzelwesen, das Ich, nicht mein Ich, aber ein Ich, die Person, die die Welt erfährt als Ich, die stirbt als Ich, die Person in allen ihren biologischen und gesellschaftlichen Bedingtheiten ...“*<sup>48</sup> Er schreibt zwei seiner privatesten und intimsten Bücher: ‚Montauk‘, eine persönliche, beinahe

selbstentblösende Lebensbilanz, und ‚Der Mensch erscheint im Holozän‘, ein verspielt zwischen Tragik und Heiterkeit balancierender Blick auf einen vereinsamten alten Mann, die beide wiederum zu grossen Erfolgen werden.

Und auf einmal, er ist noch keine 75, redet er vom Tod. Vor frischgebackenen Ärzten und Ärztinnen richtet er den Blick öffentlich auf die eigene Sterblichkeit: *„Die Bewusstheit, dass der natürliche Tod, der eigene, fällig ist, steigert nicht unbedingt die Todesangst, aber es mindert meine Gewissheit im bisher Begriffenen und das Vertrauen in die Sprache, die ich lebenslänglich geübt habe. Altersweisheit als die Entlassung aus dem Zweifel – nein im Gegenteil.“* Dennoch ist die Beschäftigung mit dem Tod für Frisch nicht Trauerarbeit sondern existentielle Notwendigkeit: *„[...] weil nur aus unserem Todesbewusstsein sich das Leben als Wunder offenbart. Ich brauche kein anderes Wunder [...] Lange bevor wir uns selbst als sterblich begreifen, haben wir die Erfahrung von Zeit als Vergängnis, das sehr frühe Erlebnis, dass das Leben immerzu eine Todesrichtung hat. Ohne diese Erfahrung würde sich die Sinnfrage nicht stellen. Ohne die Sinnfrage, ob sie dann eine Antwort findet oder in die Verzweiflung führt, gibt es den Menschen nicht“.*<sup>49</sup>

Im Jahr darauf hat Frisch einen schweren Asthmaanfall, der ihn für Wochen arbeitsunfähig macht – ein Einschnitt, wie seine Freunde sagen, nach dem er nie mehr ‚der selbe‘ war.

Ein weiteres Jahr später (Frisch ist nun 75) beginnt unausgesprochen eine Art Abschied, der vielleicht gar nicht gewollt war, jedenfalls nicht benannt wurde, den aber alle mit angehaltenem Atem zu spüren scheinen, als Frisch an den Solothurner Literaturtagen in überfülltem Saal und vor laufenden Kameras eine Art Bilanz seines lebenslangen Engagements zieht, eine ehrliche und schmerzhaft Abrechnung mit dem ‚Angestrebten‘ und ‚Erreichten‘, und sich öffentlich fragt, wo er nun steht: *„Nervös macht mich die Frage, die Euch noch nicht betrifft: Wie steht ein Schriftsteller, wenn er lange lebt, zu seinen veröffentlichten Hoffnungen? Enttäuschung über den Lauf der Welt ist eins, Preisgabe oder Widerruf einer Hoffnung wäre schon etwas anderes – Und was ist es nun?“*

*... Ja, vieles ist schiefgelaufen!*

<sup>47</sup> ‚Hamburg 1977‘, Rede vor den Delegierten des SPD-Parteitages, 1977, GW 7, S. 34

<sup>48</sup> ‚Dramaturgisches‘, aus einem Briefwechsel mit Walter Höllerer, 1969

<sup>49</sup> ‚Rede an junge Ärztinnen und Ärzte, 1985, GW 7, S. 86

*Am Ende der Aufklärung also steht nicht, wie Kant und die Aufklärer alle hofften, der mündige Mensch, sondern das Goldene Kalb, bekannt schon aus dem alten Testament – Wie geht's weiter?*

*... Ich weiss mich solidarisch mit allen, die, wo immer in der Welt und somit auch hier, Widerstand leisten, auch Widerstand gegen Rechtsstaatlichkeit als Kniff – ich meine Widerstand auf allen Etagen dieser profitmanischen Gesellschaft, Widerstand mit dem Ziel, dass der Geist der Aufklärung sich durchsetzt und zwar zeitig genug ...*

*... Was nochmals den alten Mann betrifft: ... Müde, ja. Verbraucht.*

*Was ich sonst tue?*

*Was Voltaire prophezeit hat:*

*Man endet notwendigerweise damit, seinen Garten zu bestellen; alles übrige, mit Ausnahme der Freundschaft, hat wenig Bedeutung, ja, auch seinen Garten zu hegen hat wenig Bedeutung.*

*Da habe ich vier Wörter unterstrichen:*

*Mit-Ausnahme-der-Freundschaft. Ja. Mit Ausnahme der Freundschaft!*

*Ich danke Euch“.*<sup>50</sup>

Viele glauben nach dieser Rede, Frisch habe endgültig resigniert. Doch 1989, gerade als die Berliner Mauer fällt und das Ende des Kalten Krieges beginnt, überrollen ihn die äusseren Ereignisse erneut. Ausgerechnet als die Schweiz den 50. Jahrestag der Mobilmachung und des beginnenden Aktivdienstes im Zweiten Weltkrieg feiern will (die sogenannten ‚Diamantfeiern‘), mit patriotischem Pomp, riesigen Militärdefilées und gegen massive Proteste, gerät sie in den Strudel einer heftig umstrittenen und weltweit einmaligen Abstimmung: über die Abschaffung der eigenen Armee. Entgegen anfänglichen Zweifeln, aber letztlich von seinem tiefsitzenden Thema wieder gepackt, schreibt Frisch, bereits in Kenntnis seiner Krebsdiagnose, dazu ein Stück, das gegen alle Widerstände der bürgerlichen Schweiz noch vor der Abstimmung im Zürcher Schauspielhaus aufgeführt wird und an dessen Ende Frischs Alter Ego sein Dienstbüchlein ins

Feuer wirft und seinem Enkel desillusioniert gesteht: „Ja, man ist schon ziemlich feig ...“<sup>51</sup> Die Armeegegner erreichen 35% der Stimmen, weit mehr als je erträumt, was für die Armeebefürworter einer Katastrophe gleichkommt, während sich die Schweizer Linke in den Armen liegt – für einmal war Frisch auf der ‚richtigen‘ Seite. Wiederum reagiert der Generalstab empört und prüft Strategien, wie Dokumente später belegen, um Frisch öffentlich zu ‚diskreditieren‘.

Im gleichen Jahr platzt ein Skandal, der das Land zutiefst erschüttert: es kommt aus, begleitet nun von täglich neuen Enthüllungen in den Medien, dass die Schweiz nicht nur seit Jahren illegal eine Gehearmee und Pläne für Internierungslager hatte sowie einen übereifrigen Oberst, sondern dass sie ebenso illegal über eine halbe Million unbescholtene Bürgerinnen und Bürger, darunter Max Frisch, während Jahrzehnten systematisch bespitzelt und die Erkenntnisse über sie registriert hatte. Angesichts seiner fortschreitenden Krebserkrankung bemühen sich Frischs Freunde darum, dass er möglichst rasch Einsicht in seine Geheimpolizei-Einträge nehmen kann. Und ausgerechnet jetzt, kurz nachdem er seine ‚Fiche‘ erhalten hat und bereits schwer krank ist – alle wissen davon durch die Medien – wird er zum ersten Mal überhaupt von der offiziellen Schweiz eingeladen: zur gigantisch aufgezogenen nationalen Feier des 700-jährigen Bestehens der Eidgenossenschaft. Zornig lehnt der todkranke Frisch ab: „Ich habe übrigens meine Bundesfichen erhalten und sofort Beschwerde eingereicht. Gegen mehrere Eintragungen, die lediglich aus einem Datum bestehen und die ganze Information mit Schwärze verbergen. Auch das ‚geöffnete‘ Dokument, das der Fichen-Delegierte genehmigt hat, ist wie alle Fichen, die wir bisher zu sehen bekommen haben: ein Dokument der Ignoranz, der Borniertheit, der Provinzialität. Man kann darüber witzeln, ich halte es für eine ernste Sache; dieses Fichen-Werk signalisiert das heutige Staatsbewusstsein. [...] Verfassungsverrat als eidgenössischer Alltag. Warum soll ich mich mit dieser Regierung an einen Tisch setzen? [...] Wenn ich mit Ihnen von der Schweiz rede, so rede ich nicht von den Landschaften, [...] sondern ich meine den Staat, 1848 eine grosse Gründung des FREISINNS, heute unter der jahrhundertelangen Dominanz des Bürgerblocks ein verluderter Staat – und was mich mit diesem Staat heute noch verbindet: ein Reisepass (den ich nicht mehr brauchen werde)“.<sup>52</sup>

Die 700-Jahr-Feiern finden als riesiges Spektakel und in allgemeiner Begeisterung statt.

<sup>50</sup> ‚Am Ende der Aufklärung steht das goldene Kalb‘, Rede, gehalten am 10.5.1986 an den 8. Solothurner Literaturtagen

<sup>51</sup> ‚Schweiz ohne Armee? Ein Palaver‘, Limmat Verlag, 1989, S. 63

<sup>52</sup> ‚Verfassungsverrat als eidgenössischer Alltag‘, Artikel in der WoZ, 12.3.1991

Frisch stirbt am 5.4.1991, aber nicht verbittert, so berichten Freunde, sondern in erstaunlicher Klarheit und Heiterkeit. Seine letzten Worte handelten, wie sein Freund Michel Seigner in der Totenfeierrede zitiert, von einem Traum, den Frisch am Morgen vor seinem Tod, zwischen Schmerz-, Dämmer- und Wachzustand hatte, von einem Plan: „*Ich plane es Schiff – es isch es Kapitänsschiff*“, und auf die Frage: „*Und du wärsch dänn de Kapitän?*“ antwortet er: „*Nei, jetzt müend d'Lüt sälber für sich luege*“.

**ABKÜRZUNGEN  
IN DEN  
QUELLENANGABEN**

<b>GW</b>	Gesammelte Werke
<b>GW 2</b>	Gesammelte Werke, Band 2
<b>SAH</b>	Schweiz als Heimat? Hrsg. Walter Obschlager, Suhrkamp Verlag, 1990
<b>Sehenszeit</b>	Katalog zur Ausstellung ‚Jetzt ist Sehenszeit‘, Suhrkamp Verlag, 1998